



Die Kinder- und Jugendhilfe in der Corona-Krise – Ein Gespräch mit Dr. Matthias Hamberger, Leiter *kit jugendhilfe Tübingen*

Barbara Stauber (BS): *kit jugendhilfe* ist eine der wichtigen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe hier im Landkreis Tübingen, eng verbunden mit dem IfE, und bekannt dafür, sehr sensibel auf das, was in der Gesellschaft passiert, zu reagieren. Derzeit hört man oft, die Pandemie habe strukturelle gesellschaftliche Problemlagen wie im Brennglas sichtbar gemacht und tatsächlich auch zugespitzt. Wendet man diese These auf die Kinder- und Jugendhilfe an, was wäre da zu sagen?

Matthias Hamberger (MH): Ich fand es in den ersten Wochen des Lockdowns erschreckend, wie lange es gebraucht hat, bis ein gesellschaftliches Teilsystem wie die Kinder- und Jugendhilfe, aber auch Soziale Arbeit als Ganzes, beachtet und gesehen wurde. In den Bereichen der Krankenpflege und der Altenhilfe wurde nach Lösungen gesucht, aber die Jugendhilfe kam in Baden-Württemberg acht Wochen später ins Blickfeld und auch dann nur randständig. Es hat ewig gedauert, bis anerkannt wurde, dass auch die Kinder- und Jugendhilfe, die stationäre Arbeit oder auch die aufsuchende Arbeit im Kinderschutz ein Teil notwendiger Infrastruktur ist, die nicht einfach aufgegeben oder zurückgefahren werden kann. Das war für mich unter dem Brennglas am eindrücklichsten. Zudem haben sich in fast allen Bereichen unserer Arbeit die Notlagen, aber auch familiäre Krisen, eher zugespitzt. Ein Beispiel: Der Tafelladen in Tübingen hat relativ schnell zugemacht, weil viele ehrenamtlich Engagierte sich zur Risikogruppe gezählt haben. Zum Glück haben sich dann überwiegend junge Menschen getroffen und gesagt, wir müssen Verteilerstationen einrichten, um diese Versorgung aufrecht zu halten. Es gab dann sechs Standorte in Tübingen, wir hatten bei zwei auch mitgemacht im Brückenhaus und in der NaSe (Nachbarschaftliche Selbsthilfe, d. Red.), unseren beiden Gemeinwesenprojekten. Und es war erschreckend zu erleben, wie notwendig das gebraucht wird und wie existenziell diese Grundversorgung für ganz viele Menschen ist. Man kann solche „Almosenstellen“ nicht einfach aufgeben, sondern man muss mindestens überlegen, was passiert dann mit den Menschen. Es hat auch eine Weile gedauert, bis die Kolleg*innen der Schulsozialarbeit oder in den Gruppenangeboten wahrgenommen haben, wer ist jetzt abgehängt? Wie können Kontakte, wie können Verbindungen gehalten werden? Aus der Distanz heraus, telefonisch, digital? Und da hat sich sehr deutlich gezeigt wie neben der materiellen

Versorgung auch die technische Grundausstattung in einigen Familien völlig unzureichend für Homeschooling ist.

Sascha Neumann (SN): Im Frühjahr hatte man das Gefühl, dass Kinder- und Jugendliche allenfalls als potenzielle Virusüberträger*innen in Betracht kamen. Oder man hat sie vorwiegend als Schüler*innen adressiert, hat danach gefragt, was wird jetzt aus den ganzen Prüfungen, die noch abzulegen sind. Man hat sie nicht als Kinder und Jugendliche in ihrer Lebenswelt angesprochen, die ja viel komplexer ist als Schule. Auch im Herbst gab es wieder eine defizitäre Adressierung: Jugendliche galten vor allem als diejenigen, die Party machen und dafür sorgen, dass die Infektionszahlen steigen. Hängt die verspätete Wahrnehmung der Probleme in eurem Bereich unmittelbar damit zusammen, wie eure Adressat*innen, Kinder und Jugendliche, in der Gesellschaft insgesamt Aufmerksamkeit erfahren?

MH: Wir hatten ja auch erst verspätet Auflagen von Seiten des Sozialministeriums über das Landesjugendamt erhalten. Da gab es dann große Ansagen. Nämlich erstens: Um die Quarantänekonstellation in den Wohngruppen zu vermeiden, soll bei Infektion erstmal geguckt werden, ob die Kinder auch nach Hause geschickt werden könnten („Wenn möglich, Beurlaubung zu den Personensorgeberechtigten“)? Das ist natürlich absolut irrwitzig. Denn der Grund, warum die Kinder hier sind, ist ja, dass sie eben in der Familie oder an anderem Ort nicht sein können. Fakt war, dass uns alle Kinder geblieben sind. Ich finde, dass die Jugendlichen und die Kinder das richtig gut gemacht haben. Sie waren über Wochen in einem sehr engen, gemeinschaftlichen Setting, weil die Schule zu war und wir auch mit den Auflagen, die an uns herangetragen wurden, sehr streng umgegangen sind – nämlich: Besuchskontakte, Ausgang, auch die Kontakte mit den Familien oder mit Freunden wurden sehr reduziert gehalten. Wie immer gibt es natürlich Gegenbeispiele. Es gab auch Konstellationen wo die Jugendlichen mit dem Druck, der da entstanden ist, überhaupt nicht umgehen konnten. Aber in der Summe bin ich eigentlich richtig erstaunt, wie vernünftig die Jugendlichen und die Kinder gerade in den stationären Angeboten diesen Lockdown ausgehalten haben.



Bemerkenswert finde ich auch den Mut der Fachkräfte, der in dieser Krise sichtbar wurde. Wie in allen Bereichen gab es bei uns verschiedene Facetten. Von Verunsicherung oder „wir machen gerade so weiter“, bis hin zu eigener Betroffenheit oder sich schützen zu müssen im familiären Kontext. Und das hat, wie bei vielen anderen Trägern auch, natürlich die Frage aufgeworfen: „Wie schaffen wir das wirtschaftlich?“, wenn die Aufgaben, die wir auch leisten müssen, wegbrechen? Daher habe ich hohen Respekt vor allen Kolleg*innen in der Sozialen Arbeit, die gesagt habe, das sind unsere Kernaufgaben, wie stellen wir uns vor diesem Hintergrund den aktuellen Herausforderungen? Klar, wir müssen uns selber schützen, wir müssen auch die Pandemie eindämmen helfen. Aber wir haben auch einen Anspruch, einen sozialpädagogischen oder auch sozialetischen Anspruch. Wir sind beauftragt für Kinder und für Jugendliche, für Familien in Notlagen ansprechbar zu sein. Wir haben natürlich versucht, alles in Gang zu setzen mit Blick auf Arbeitsschutz und Selbstschutz, aber letztendlich konnten wir viele Maßnahmen gar nicht umsetzen, weil sie ein Stück weit an der Realität vorbeigehen. Wir hatten zum Glück nie die Konstellation, dass Mitarbeiter*innen in Ganzkörperschutzanzügen in das Kinderzimmer eines Kindes in der Kinderwohngruppe kommen mussten. Das konnte, oder das kann sich auch heute noch keiner vorstellen. Natürlich standen wir in dem Konflikt: Wie schützen wir uns selber und wie werden wir dabei den Bedarfen der Adressat*innen gerecht? Richtig lösen lässt es sich, glaube ich, nicht. Wir haben versucht beides möglich zu machen. Es gab immer auch den Ausweg zu sagen „Ich kann das nicht leisten, in der Phase oder auch mit meiner persönlichen Konstellation“.

BS: Kommen wir zum Stichwort „Digitalisierung“...

MH: Die hat ihre Grenzen. Ich kann zum Beispiel im Bereich Kinderschutz, wo auch Fachkräfte in den Familien den klaren Auftrag haben, ein Stück weit Sicherheit zu geben, inwieweit die Bedingungen für das Kind in der Familie so sind, dass es dort gut aufwachsen kann und nicht gefährdet ist, nicht nur mit der Mutter skypen und sagen: „Zeigen Sie mir mal ihre Wohnung. Und wo ist das Kind?“. Ich muss da auch präsent sein, ich muss das sehen können. Das ist eine Grenze von Digitalisierung.

SN: Gab es Adressat*innengruppen, die ihr in der Pandemiezeit gar nicht mehr erreichen konntet – trotz Bemühungen, digitale Kommunikation oder Social Media zu nutzen?

MH: Ich würde jetzt nicht sagen, dass bei uns Zielgruppen oder einzelne Adressat*innen ganz verloren gegangen sind. Die Kontakte mussten langsam neu gestaltet werden, das war eher das Thema. Gut, wir hatten eine Anlaufstelle für Careleaver, für Menschen nach der Hilfe, die natürlich auf sich zurückgeworfen waren, teilweise sehr vereinsamt in dieser Lockdownzeit. Da sind Kontakte erschwert gewesen, da gab es dann auch deutliche Krisen, die jetzt im Nachhinein nochmal mehr zum Vorschein kommen. In vielen Fällen, und da bin ich auch richtig stolz auf die Mitarbeiter*innen von uns, haben sich die Kolleg*innen richtig ins Zeug gelegt, um dran zu bleiben. Auch in der Schulsozialarbeit gab es an vielen Schulen sehr intensive Abstimmungen mit den Lehrkräften oder auch mit den Schulleitungen: Wer ist jetzt jetzt hintendran? Wer übernimmt die Kontaktaufnahmen? Ist es besser, wenn es von der schulischen Seite aus kommt oder von der Seite der Jugendhilfe? Da wurden auch neue Methoden ausprobiert, auch mal mit Aufsuchen, an der Tür klingeln: „Hallo wie geht’s?“. Oder ein kleines Päckchen vorbeibringen mit Ideen, mit Aufgaben, mit Spielen. Oder auch in Gruppenangeboten an den Schulen: Wie kriegt man etwas voneinander mit? Wie geht’s den anderen? Da wurde in Ammerbuch eine Kinderzeitung ins Leben gerufen, für die Bilder produziert wurden, in der Geschichten aufgeschrieben wurden, wie der Lockdown von den Kindern erfahren wurde. Es hat eine Weile gebraucht, bis man realisierte: Was brauchen eigentlich jetzt die Kinder? Was muss eigentlich jetzt wiederhergestellt werden, was im schulischen Rahmen eigentlich normal ist? Und das Normale ist ja: Man geht in die Schule und trifft da andere Leute. Das ist weggebrochen. Also richtig verloren gegangen ist bei uns jetzt niemand. Ich weiß nicht wie es anderenorts war. Deutlich geworden ist aber bei einigen Adressat*innen, dass sie auf sich oder das familiäre Setting zurückgeworfen waren. Das war eher bei Jugendlichen und Familien, die zum Teil mit der Situation extrem überfordert gewesen sind.



BS: Du hast immer wieder durchblicken lassen, es gab auch ganz erstaunliche positive Erfahrungen...

MH: Die Verunsicherung ist bei manchen Menschen gestiegen, auch bei Sozialpädagog*innen. Bei anderen ist nochmal eine völlig neue Power entstanden, auch sozusagen eine Bewusstheit hinsichtlich der Frage: Warum mache ich das oder was ist überhaupt mein Anspruch? Und wie kann ich dem gerecht werden? Da ist viel Energie sichtbar geworden. Wir haben in den ersten Wochen relativ schnell wirtschaftliche Schwierigkeiten gehabt, auch im Bereich der aufsuchenden ambulanten Dienste. Das sind Leistungen, die nach Fachleistungsstunden finanziert werden. Und nur die direkte geleistete Stunde kann abgerechnet werden. Durch den Lockdown gab es eine Verunsicherung, denn da sind die direkt nachweisbaren Stunden erstmal runtergegangen. Wir haben überlegt Kurzarbeit anzumelden, haben das aber mit vereinten Kräften abwenden können. Durch Verhandlungen mit Betriebsrat, individuell mit den Mitarbeiter*innen sowie den Teams, ist es gelungen, dass wir es nicht machen mussten, weil ganz viel Solidarität da war. Das war sehr hoher individueller Einsatz, der natürlich nicht verordnet werden kann. Da braucht es wirklich etwas anderes, eine Form von Solidarität.

Am extremstem war es bei uns in den stationären Hilfen. Allein der Umstand, dass von einem Tag auf den anderen die Schulen zugemacht wurden, bedeutete ja in allen Wohngruppen in Baden-Württemberg: Plötzlich muss die Zeit von acht bis zwölf Uhr auch abgedeckt werden. Wie geht das mit dem ohnehin schon knappen Personalstamm und wie managt man das von einem Tag auf den anderen? Natürlich wäre es besser, es gäbe eine andere Personaldecke, um auch solche Schwankungen abdecken zu können. Vielleicht noch eine andere Erkenntnis: Ich habe es als sehr gewinnbringend erlebt, dass die Kommunikation der verantwortlichen Stellen im Landkreis durch Corona nochmal anders intensiviert wurde, und eine neue Form von Selbstverständlichkeit entwickelt wurde: Wir brauchen kommunale Träger, freie Träger und viele andere soziale Initiativen – das darf nicht wegbrechen; das fand ich eigentlich richtig klasse. Denn das System der Jugendhilfe wirkt auch nur als Ganzes zusammen. Da gab es sehr enge, intensive und schnelle Absprachen und Abstimmung, zum Teil viel schneller auf der örtlichen Ebene als die Regelungen auf Landes- und Bundesebene, die für beide Seiten dann wieder Erschwernisse gebracht haben.

AUSGEWÄHLTE PUBLIKATIONEN

Gemeinsame Publikationen

Ende 2020 erschien bei der Tübingen University Press (TUP) im Open-Access Format der von Martin Harant, Philipp Thomas und Uwe Küchler herausgegebene Sammelband „**Theorien! Horizonte für die Lehrerbildung**“, welcher gemeinsam mit 41 Autor*innen verfasst wurde. Der über 500 Seiten starke Band vereint für die Lehrer*innenbildung zentrale Theorieansätze aus verschiedenen Disziplinen der Bildungs- und Erziehungswissenschaften sowie den Fachdidaktiken. Auch zahlreiche Autoren aus dem Institut sind mit Beiträgen in diesen Band vertreten, so z.B. Thorsten Bohl, Dirk Bogner, Colin Cramer, Martin Drahm (†), Marcus Emmerich, Christian Grabau, Martin Harant, Markus Rieger-Ladich und Rainer Treptow.

Der peer-reviewte Sammelband ist die erste Publikation in einer mehrbändigen Schriftenreihe der Tübingen School of Education und zum freien Download verfügbar!

Harant, M., Thomas, Ph. & Küchler, U. (2020) (Hrsg.): *Theorien! Horizonte für die Lehrerinnen und Lehrerbildung*. Tübingen: University Press.

Anfang 2021 ist im transcript-Verlag der von Gero Bauer, Maria Kechaja, Lean Haug und Sebastian Engelmann herausgegebene Sammelband „**Diskriminierung und Antidiskriminierung. Beiträge aus Wissenschaft und Praxis**“ erschienen, in dem die Vorträge der im Wintersemester 2018/19 gemeinsam vom Zentrum für Gender- und Diversitätsforschung, dem IfE und adis e.V. veranstalteten Vortragsreihe versammelt und um weitere Themenschwerpunkte ergänzt wurden.

Der Band eröffnet mit bspw. Beiträgen von Barbara Stauber oder Sebastian Engelmann sowohl theoretische als auch praktische Perspektiven auf den Themenkomplex Diskriminierung/Antidiskriminierung und gibt Einblicke in die praktische Antidiskriminierungsarbeit und die theoretische Diskussion in Feldern wie der Sozialen Arbeit, der Hochschulpolitik und der Beratungstätigkeit.

Bauer, G., Kechaja, M., Haug, L. & Engelmann, S. (2021) (Hrsg.): *Diskriminierung und Antidiskriminierung. Beiträge aus Wissenschaft und Praxis*. Bielefeld: transcript.